



Kerstin Herrnkind

Mein Mann der Mörder

Psychothriller

grafit

Die Erinnerungen haben sich in mein Gedächtnis gebrannt wie Jahresringe in einen Baumstamm. Wahrscheinlich, weil sie so schmerzlich sind. Jede Einzelheit ist mir präsent, so als sei es gestern gewesen.

Schon unten im Treppenhaus hörte ich das Telefon. Beethovens *Elise* quäkte in kurzen, abgehackten Tönen aus dem Apparat. Tobias hatte den Klingelton ausgesucht und gespeichert. Er hörte gern klassische Musik. *Der Mörder liebte Beethoven*, hatte eine Boulevardzeitung getitelt. Es las sich wie ein Klischee. Aber es stimmte.

Obwohl ich hochhackige Pumps trug, nahm ich zwei Stufen auf einmal. Nicht etwa, weil mich der Ehrgeiz trieb, das Telefon noch zu erreichen, bevor *Elise* verstummte. Ich musste verhindern, meinen Nachbarn zu begegnen. Womöglich dem pensionierten Oberstudienrat aus dem Erdgeschoss, der nach dem Tod seiner Frau den ganzen Nachmittag hinter der Gardine auf Falschparker und andere Delinquenten lauerte, um sie bei der Polizei anzuschwärzen. Oder der arbeitslosen Bibliothekarin aus dem zweiten, die sich für eine verhinderte Schriftstellerin hielt und ihre Nachbarn gern aushorchte, als sammle sie Stoff für eine Milieustudie. Den hatte ich ihr ja nun quasi frei Haus geliefert.

Als ich die Tür atemlos hinter mir ins Schloss hatte fallen lassen, spielte das Telefon die Melodie wieder von vorn. In mir keimte die verzweifelte Hoffnung, dass Tobias mich anrufen würde. Aber das war natürlich naiv. Er konnte sich doch denken, dass unser Telefon abgehört wurde.

Trotzdem nahm ich ab. Am Apparat war die Redakteurin

einer dieser Illustrierten, die ich beim Arzt im Wartezimmer manchmal durchblätterte. Wie es mir ginge, fragte die Journalistin einschmeichelnd, im Ton einer alten Freundin. Wie sollte ich mich schon fühlen, nachdem mein Leben binnen weniger Stunden verwüstet worden war, so als hätte eine Bombe eingeschlagen. Mein Mann war ein Mörder auf der Flucht. Hatte jahrelang ein Doppelleben geführt, von dem ich nichts geahnt hatte. War, nachdem er ein vierzehnjähriges Mädchen vergewaltigt und ermordet hatte, zu mir ins Bett gekrochen, um mit mir zu schlafen. Drei Jahre hatte ich mit diesem Mann zusammengelebt. Dachte, ich würde ihn kennen. Und lieben.

Sie wolle mit mir reden, sagte die Journalistin und gab ihrer Stimme ein beruhigendes Timbre, als sei ich ein kleines Mädchen beim Zahnarzt, dem sie die Furcht vor der Spritze nehmen müsse. Ich wolle doch sicher nicht, dass die Menschen dachten, ich hätte etwas vom Doppelleben meines Mannes gewusst. Ohne ihr zu antworten, legte ich auf. Doch kaum hatte ich das Telefon zurück in die Ladestation gestellt, dudelte es erneut. Der nächste Journalist, wahrscheinlich. Und das, obwohl ich mich auf Anraten der Kripo nach der ersten Vernehmung, ohne noch einmal nach Hause zu fahren, ein paar Tage in einem Landhotel versteckt hatte, weil die Presse vor unserer Wohnungstür campierte. Aasgeier des Leids waren das. Wer hatte denen bloß unsere Adresse und Telefonnummer gegeben? Und die ganzen Details aus unserem Privatleben ausgeplaudert? Nun fehlte nur noch das exklusive Gespräch mit der Frau des Mädchenmörders. Ich nahm das Mobilteil und schob den Akku raus. Endlich war *Elise* still.

In unserer Wohnung herrschte ein furchtbares Chaos. Die Kripobeamen hatten bei ihrer Hausdurchsuchung alle

Schränke durchpflügt. Schubladen waren halb herausgezogen, Kleider quollen hervor wie Gedärme. Schranktüren standen offen. Meine Unterwäsche lag auf dem Boden verstreut, so wie unsere Bücher. Tobias' Computer, seine Krimis, Anzüge, Hemden, Pullover, Zahnbürste, sein Kamm, ja sogar der Fahrradhelm waren beschlagnahmt worden. Das Pulver, mit dem die Spurensicherung Fingerabdrücke sichtbar machte, lag wie ein Schleier auf allen Möbeln.

Ich ging ins Schlafzimmer, bahnte mir einen Weg durch das Gewühl von Kleidern und Modeschmuck auf dem Holzparkett. Ich ließ mich aufs Bett fallen. Der Arzt hatte mir starke Beruhigungs- und Schlaftabletten verschrieben, mit denen ich die letzten Tage im Hotel vor mich hin gedämert hatte wie im Fiebertraum. Obwohl ich früher nicht mal ein Aspirin gegen Kopfschmerz geschluckt hatte, war ich im Moment dankbar für jede Minute Schlaf, die mir die Pharmaindustrie gönnte. Denn erst dann zermartete ich mir nicht mehr das Gehirn. Warum war ich nur so blind gewesen? Hatte es Warnsignale gegeben, die mich hätten hellhörig machen müssen?

Ich hatte Tobias im Flugzeug kennengelernt. Er saß auf dem Flug von München nach Berlin neben mir und las ausgerechnet *Die Bestie im Menschen* von Émile Zola. Heute frage ich mich manchmal, ob er schon damals eine Ahnung von seiner dunklen Seite hatte. Und ob er sich insgeheim von Zola eine Antwort darauf erhoffte, wie er das Böse, das in ihm schlummerte, in Schach halten konnte. Damals wunderte ich mich allerdings nur darüber, dass dieser fremde Mann jenseits der vierzig ein Buch las, das zum Repertoire eines Abiturienten gehörte.

Obgleich Tobias eigentlich nicht mein Typ war, nahm es

mich für ihn ein, dass er sich die Zeit im Flieger mit einem Klassiker vertrieb. Ich musterte meinen Sitznachbarn verstohlen aus dem Augenwinkel. Er war mittelgroß, seine blonden, dichten Locken hatte ein Friseur, der sein Handwerk beherrschte, auf eine Länge gestutzt, die allmorgendlich ohne viel Aufwand und mit ein bisschen Gel in Form gezupft werden konnte. Seine randlose Brille ließ ihn aussehen wie einen Intellektuellen, verlieh ihm einen weichen, fast rührenden Zug. Tobias trug dunkle Designerjeans, ein Tweedjackett, dazu ein helles Hemd ohne Krawatte. Er hätte für das Feuilleton schreiben, Architekt oder Galerist sein können. Ein bekennender Schöngeist, der sich für Literatur und Kunst interessierte, erlesene Rotweine trank, Pfeife rauchte. Jedenfalls keiner dieser Lackaffen, die sich Glanz in die streichholzkurzen Haare gelten und sich hinter der FAZ vergruben, als sei sie ein Bollwerk gegen den Rest der vermeintlich ungebildeten Welt.

Ich bedeckte mein Gesicht mit einem dunkelroten Paschminaschal, schloss die Augen und döste vor mich hin. Ich war müde, hatte einen anstrengenden Tag hinter mir. Die Präsentation meines Entwurfs einer Firmenchronik für eine mittelständische, aber sehr profitable Uhrenmanufaktur war optimal gelaufen. Die Inhaber des Familienbetriebes in vierter Generation wollten für ihre betuchten Kunden ein gebundenes Buch über ihre Firmengeschichte drucken lassen. Geld spielte keine Rolle – Hochglanzpapier, Vierfarbendruck, ausgefeilte Texte, professionelle Fotos. Ein lukrativer und wichtiger Auftrag für die PR-Agentur, bei der ich angestellt war. Entsprechend hatte ich mich zurechtgemacht. Ich trug einen schwarzen Hosenanzug, der tadellos saß und dessen weich fallender, knitterfreier Stoff verriet, dass er sündhaft teuer gewesen war. In meinem Haar, das blond und

kurz zuvor vom Friseur wie mit dem Lineal exakt auf Kinnlänge zu einem französischen Bob getrimmt worden war, steckte die Gucci-Sonnenbrille. Vor mir auf dem Fußboden stand ein weiteres Insigne erfolgreicher Frauen: die Prada-Tasche. Ein XXL-Shopper aus leichtem Nylon, mit Kalbsleder abgesetzt, groß genug, um neben Portemonnaie und Kosmetiktäschchen auch Laptop, Handy, Präsentationsmappen und eine kleine Wasserflasche zu beherbergen.

Dass Tobias immer wieder verstohlen von Zola aufsah und in meine Richtung schielte, registrierte ich geschmeichelt. Wahrscheinlich hoffte er, dass ich mein Versteck verließ, damit er mich ansprechen konnte. Doch den Gefallen tat ich ihm nicht.

Mein Shopper stand genau zwischen uns, war leicht geöffnet. Ich döste. Wachte erst wieder durch die schnarrende Stimme des Piloten auf, der über Lautsprecher unsere Landung in Berlin-Schönefeld ankündigte. Durch den dünnen Stoff meines Schals konnte ich sehen, wie mein Sitznachbar etwas auf ein Stück Papier kritzelte. Intuitiv spürte ich, dass der Zettel für mich bestimmt war. Und richtig: Tobias blickte zu mir herüber. Der Schal wirkte wie eine verspiegelte Sonnenbrille. Ich konnte Tobias sehen. Doch der dunkle Stoff verschleierte, dass ich ihn beobachtete. Tobias streckte vorsichtig den Arm nach vorn, ließ den Zettel wie zufällig in meine Tasche fallen.

Die Anschnallzeichen blinkten auf. Ich riss mir den Schal vom Gesicht und tat so, als wäre ich gerade aufgewacht. Auch dass Tobias versuchte, meinen Blick einzufangen, ignorierte ich.

Nachdem der Flieger sanft aufgesetzt hatte, wollte Tobias mich in ein Gespräch verwickeln. Er sagte etwas Belangloses wie: »Berlin, endlich wieder zu Hause.« Dabei lächelte er